

Alle Zeichnungen vom Autor
3. Auflage

Copyright 2005, 2009, 2011
Verlag Kessel
Eifelweg 37
53424 Remagen
Tel.: 02228-493
Fax: 03212-1024877
E-Mail: nkessel@web.de

Druck: www.business-copy.com
In Deutschland hergestellt

ISBN: 3-935638-73-6

Die Rückkehr König Arthurs
von
Wolf-Uwe Ostermann

Eine Sache der Form

„Die Rückkehr König Arthurs“ liegt dem Leser in der großen Form vor. Was bedeutet das?

Wer mit der Arthursage, so wie sie von Sir T. Malory oder G. of Monmouth erzählt wurde, vertraut ist, weiß, daß in ihr mehrere Figuren fast gleichberechtigt nebeneinander stehen: Merlin, Lancelot, Garwain, Arthur, Perceval, Guinevere und Morgaine, um nur einige zu nennen. Anders formuliert: was wäre Arthur ohne seine Ritter der Tafelrunde, ohne Merlin oder Guinevere?

Die Schilderung der Erlebnisse und Abenteuer dieser Personen nimmt entsprechenden Raum in der Sage ein. Oft scheinen diese „Geschichten in der Geschichte“ sich zu verselbständigen, drängen sie die Gestalt König Arthurs in den Hintergrund, bevor sie dann, erkennbar als Teile eines Ganzen, in das Finale einmünden. Selbständige Teile, hier Erzählungen, die auch für sich allein stehen könnten, die sich aber letztendlich doch in ein Ganzes, in ein Gesamtwerk, fügen, das ist mit großer Form gemeint.

Diese große Form erfordert mehr Geduld und zugleich Beweglichkeit vom Leser; beim Verfolgen verschiedener Handlungsstränge, beim sich Einlassen auf anscheinend separate Erzählungen. Ja, es ist als ob man durch ein Labyrinth von Erzählungen seinen Weg zum Mittelpunkt finden muß.

Von der gnadenlosen Unterhaltung und vom Lesen

Wir leben heute in einer Zeit, in der wir ‚gnadenlos‘ unterhalten werden möchten. Diese Haltung fand vielleicht ungewollt, aber doch spontan Ausdruck in Peter Jacksons Worten zur Oscarverleihung für sein Werk „Lord of the Rings“:

... da nun diese (zugegebenermaßen hervorragende) Verfilmung existiere, müsse ja niemand mehr das langweilige Buch lesen.

Ganz sicherlich hat er damit Tolkienliebhabern nicht aus dem Herzen gesprochen, und, das ist meine persönliche Meinung, es werden Menschen dieses Buch noch lesen, wenn der Film längst vergessen im Archiv verstaubt.

Unsere heutige Einstellung zum Unterhaltenwerden ist sicherlich geprägt von dem Überangebot an audiovisuellen Reizen, von Superbreitwandleinwänden im Kino bis zum Superfernsehschirm daheim, komplett mit perfekter auditorischer Anlage, die in Miniformat der Klanggewalt der Kinolautsprecher kaum nachsteht. Tag für Tag

überschütten wir uns mit einer Flut von immer perfekteren Bildern und Klängen aus dem elektronisch-optischen Techniklabor, und nicht selten kommt einem dabei die reale Vorlage, das Theater, das Konzert, eher mager vor. Welche Chance sollen dagegen also die kleinen schwarzen Zeichen auf weißem Papier haben? Und doch halte ich vom Lesen, vom Aufnehmen und Umsetzen eben dieser kleinen schwarzen Zeichen auf weißem Papier in meinem Kopf, eigentlich immer mehr. Erinnern wir uns an unsere Jugend: in irgendeiner gemütlichen Ecke schmökerten wir, und kaum hatten wir das Buch aufgeschlagen, da verschwand das Gedruckte auf den Seiten, und stattdessen wachten wir mit Robinson Crusoe am Strand auf, saßen mit Jim im Admiral Benbow, brachen zur Schatzinsel auf oder ritten mit Old Shatterhand über die Prärie. Das Gedruckte auf den Buchseiten kam erst wieder in unser Blickfeld, wenn Mutter zum Essen rief. Irgendetwas ganz ungeheuer Magisches fand da beim Lesen statt, und unter uns: kein Film konnte und kann unserer Phantasiewelt das Wasser reichen, oder?

Mein Roman fällt nicht in den Bereich ‚gnadenloser Unterhaltung‘, das sollte der Leser wissen, falls er sich für den Erwerb des Buches entscheidet, aber ich hoffe, er läßt sich so lesen, wie wir früher gelesen haben.

Hommage à Tolkien

Abgesehen vom literarischen Wert von Tolkiens Werk sind die Wahl seines Themas, sein Stil und seine Art zu erzählen auch eine Frage persönlichen Interesses und Geschmacks. Unter meinen guten Freunden gibt es nicht wenige, die das Buch zwar an- aber nie zu Ende gelesen haben.

Ich möchte mein Buch nicht mit dem Werk Tolkiens vergleichen; es ist meistens eine Unart des Verlegers, leicht durchschaubar zwecks erhoffter Umsatzsteigerung, solchen Vergleich für alles heranzuziehen, was nur entfernt mit *fantasy literature* zu tun hat.

Genausowenig wie es einen zweiten Shakespeare, Beethoven oder Vermeer je gegeben hat (noch geben wird), wird es einen zweiten Tolkien geben. Ebenso wenig wird es einen ernstzunehmenden Autoren, Komponisten oder Maler geben, der so ähnlich wie Shakespeare schreibt, wie Beethoven komponiert oder so wie Vermeer malt.

Wer seine Sache ernst nimmt, möchte auf eigene Art und Weise schreiben, malen oder musizieren.

Ganz ohne Frage hat mich Tolkien tief beeindruckt, und auch wenn sein „Lord of the Rings“ nicht direkt mit der Arthursage zu tun hat, steckt doch viel von ihrem Geist darin.

Die Legende der Ritter der Tafelrunde hat mich seit frühester Jugend fasziniert, und jahrzehntelang habe ich alles gelesen, was ich zu diesem Thema und allem, was in seiner unmittelbaren Nähe angesiedelt werden könnte (also auch Tolkiens „Lord of the Rings“), in die Hände bekommen konnte. Meine Lieblingswerke waren – und sind auch heute noch – ständige Begleiter.

Vom Ur-Sprung

Noch ein Wort zu den Schauplätzen der Handlung. Es sind ihrer drei, nämlich der weltliche Schauplatz (England und Schottland, Frankreich beziehungsweise die Bretagne), dann die im keltischen Sinne anderweltliche Ebene (die magische Welt Liburenas) und die zwischenweltliche Ebene (der Weg zwischen den Welten).

Im Weltbild der Kelten waren die beiden ersten Ebenen, die reale und die magische, noch vereint, das Leben war real und magisch zugleich, Menschen und Zaubewesen begegneten einander, sprachen miteinander.

Der kritische Leser, als aufgeklärter Mensch des 21. Jahrhunderts, wird hier sofort bemerken, daß solche Begegnungen nur in der Phantasie jener alten Kelten stattgefunden haben, und da will ich ihm gar nicht widersprechen.

Meine Idee des Ur-Sprungs, des ersten Sprungs, der die Welten hinterher zunächst auseinander klaffen und schließlich auseinander driften ließ, greift in weit vor den Kelten liegende Zeiten zurück, Zeiten, in denen magische Wesen ebenso real existierten wie alles, was wir heute als Leben bezeichnen. Wie kam es zu diesem ersten Sprung, dem Ur-Sprung? Auf diese Frage findet der Leser Antwort im Gespräch zwischen Liburena und Edward.

Als Folge des Sprungs entstand die Trennung der realen von der magischen Welt, und wie immer, wenn wir trennen, Grenzen ziehen, entstand ein Niemandsland.

Dieses Niemandsland ist der dritte Schauplatz, der Weg zwischen den Welten, eine Abstellkammer der Zeiten, eine Umwelt, in der Gestrandetes, Verstümmeltes aus beiden Welten west, mit tödlichem Haß auf den Verursacher des Ur-Sprungs: den Menschen, beziehungsweise den Un-Menschen.

Trotz dieser Dreiteilung gibt es, auch heute noch, ein verbindendes Element: die Bereitschaft, in jedem Moment der Realität die ihm unterliegende Magie zu erspüren.

„Romantik ist der Urzustand der Seele.“

(Bo Yin Ra).

Wem dies gelingt, dem öffnen sich die Tore zur Anderwelt.

Für mich ist diese Sage mehr als nur eine Ansammlung von Erzählungen. Wie in jedem echten Märchen steckt auch in ihr ein über Generationen gesammeltes, zeitloses Wissen zur Menschwerdung. Daß der Mensch nicht von Geburt aus schon ein Mensch ist, sondern erst durch das Leben und sein inneres Streben nach Licht zu einem solchen wird, das ist das eigentliche Thema meines Romans. Ich sehe gute *fantasy literature* als eine zeitgemäße Form der alten Sagen, denn sie verbindet Spannung sowie das unterhaltende Moment mit Tiefgang und Lebensweisheit.

In diesem Sinne empfehle ich mich dem interessierten Leser.

Wolf-Uwe Ostermann, Shimotoraiwa (Japan) 2005

Das Craquelée von Lindisfair

Gespräche.....	1
Das Buch Merlin.....	43
Excalibur	87
Ritter der ersten Stunde	103
Tilly	121
Ken.....	139
Edward	153

Der Atem der Dunkelheit

Rogor Esim – Der Anschlag	191
Credo	205
Unheilige Drei.....	209
Maureen	215
Camelot.....	223
Pläne	233

Das Gewissen

Der Weg zwischen den Welten	265
Eireen.....	293
Ron.....	319
Gedanken.....	335
Die Schlacht auf dem Wegzwischen den Welten	347
The last battle.....	367

Anhang

Ritterideale und Rittertugenden	407
Schwertleite.....	422
Die etwas andere Literaturliste.....	425

DAS CRAQUELÉE VON LINDISFAIR



Gespräche



„Und Johannes, wie geht es Ihnen und dem Garten heute?“

Johannes' sonst eher abwesender Blick war seltsam erregt: „Herr Doktor, schau Sie doch, was hier blüht! Schauen Sie doch!“

„Das ist in der Tat eine sehr ungewöhnliche Rose. Solch eine Rose habe ich noch nie gesehen, sie ist ja fast schwarz!“

„Ja, ja“, Johannes nickte begeistert, „die Ränder sind schwarz, Herr Doktor, nur die Ränder, sehen Sie hier“, er drückte die kaum geöffnete Knospe sanft etwas auf, „ein ganz tiefes Purpurrot.“

„Da hat Ihnen ja Der dort oben ein schönes Geburtstagsgeschenk gemacht. Herzlichen Glückwunsch, Johannes, zu Ihrem sechzigsten Geburtstag.“

„Die dort oben, Herr Doktor“, erwiderte Johannes.

Dieses kleine Spiel hatte Tradition; wann immer ich Johannes aus seiner Abwesenheit lösen wollte, gelang es mir mit der Anspielung auf den einen, christlichen Gott. Stets kehrten dann Lebhaftigkeit und Ansprechbarkeit in seinen Blick zurück, denn für ihn lebten sie noch, die alten Götter der Kelten.

„Herr Doktor ...“, Johannes schaute mich ernst an, seine Stimme tief bewegt, „ich glaub', mein Warten hat ein End'.“

Johannes war der erste Patient meiner offenen Klinik für leichte Fälle von Schizophrenie und Verhaltensstörungen, und somit seit 16 Jahren bei uns. Damals brachte ihn seine Frau zu mir. Johannes, wegen seiner geistigen Verfassung seit über einem halben Jahr arbeitsunfähig, wurde zu diesem Zeitpunkt zu einer Belastung für sie,

die, ganz auf sich allein gestellt, eine fünfköpfige Familie ernähren sollte. Immerhin war Johannes bei seinem ersten Termin so klar, daß er seiner Einlieferung selbst zustimmte. So lautete die Grundbedingung zur Aufnahme in die von mir geschaffene, offene Klinik: ein Patient konnte nur auf Grund seines eigenen, ausdrücklichen Willens aufgenommen werden. Johannes normalisierte sich erstaunlich schnell, obwohl er ein sehr zurückgezogener, in sich gekehrter Mensch blieb. Das Einzige was an seine Krankheit, falls man seinen Zustand so bezeichnen konnte, erinnerte, äußerte sich in seinem Verhalten, sobald ich versuchte, mit ihm über sein Problem zu sprechen. Sein Gesicht nahm einen völlig hilflosen Ausdruck an, und alles was er sagen konnte war:

„Ich muß warten, Herr Doktor.“

Nie kam ich in meinen Bemühungen über diesen Satz hinaus, und daran scheiterten letztlich auch alle Versuche, ihn wieder zu entlassen. Allein die vage Andeutung einer solchen Möglichkeit stürzte ihn tagelang in beängstigende Lethargie und Stumpfsinn. Sobald ich ihm mitteilte, in dieser Verfassung müsse er doch bei uns bleiben, kehrte sein Lebensmut zurück, allerdings nur so zögernd, daß ich es bald aufgab, ihn in das Leben dort draußen zurückführen zu wollen.

Johannes wurde die rechte Hand unseres Gärtners. Das Leben der Pflanzen schien sich in dem seinigen zu spiegeln: er blühte und verblühte, stumm wie sie.

So trafen mich seine Worte unvermittelt: „Johannes?“

„Herr Doktor, bitte fragen Sie mich nichts. Es ist alles gut jetzt. Ich fühl' es, mein Warten hat ein End', und bald wird was passieren, aber ich weiß auch nicht was.“

Ich konnte nur nicken. Sprachlos kehrte ich in mein Büro zurück.

„Herr Ektor möchte Sie sprechen, Herr Doktor. Er hat einen Termin, jetzt um 15 Uhr.“

„Ich erinnere mich, Susan; bitten Sie ihn ins Empfangszimmer, ich komme sofort.“

„Soll ich Tee servieren?“

„Das wäre sehr nett, Susan.“ Susan ging, und ich begab mich in das Empfangszimmer.

Ich schätzte Sir Ektor auf Ende fünfzig; graue Schläfen, leicht gewelltes, volles Haar, etwas behäbig, aber trotzdem distinguiert und würdevoll.

„Nun, Sir Ektor, was kann ich für Sie tun?“

„Tja, Herr Doktor, das ist eine längere Geschichte ...“ Ich nickte ihm aufmunternd zu und machte es mir bequem. Sir Ektor fuhr also fort: „Ich bin im Vorstand der Howard Gruppe. Sagt Ihnen dieser Name etwas?“

„Sie meinen die Douglas Reederei mit den ihr angeschlossenen Unternehmen?“

Die Howard Gruppe war eines der größten Handels- und Schiffahrtsunternehmen der Welt, aufgebaut und beherrscht von einem einzigen Mann: Sir Athol McDouglas. Er hatte vor fünf Jahren das Zeitliche gesegnet.

„Genau die meine ich. Der Vorstand hat mich beauftragt, Ihnen unser Anliegen vorzutragen. Als Sir Athol vor fünf Jahren starb, hinterließ er einen nicht volljährigen Erben, einen dreizehnjährigen Sohn namens Donald.“

„Ich erinnere mich – war nicht die Mutter des Jungen kurz nach seiner Geburt bei einem Unfall ums Leben gekommen?“

„In der Tat, so war es. Ein Schicksalsschlag, von dem sich Sir Athol nie mehr erholt hat.“

Aus Sir Ektors Stimme klang echte Trauer, woraus ich schloß, daß er ein persönliches Verhältnis zu Sir Athol gehabt haben mußte. Er blickte abwesend auf seine Hände, gab sich dann aber einen sichtbaren Ruck: „Ich bin Donalds wegen hier. Der Junge ist nun volljährig und damit in der Lage, sein Erbe – nach dem Willen seines Vaters in knapp drei Jahren – anzutreten. Er hat bislang allerdings nicht das geringste Interesse am Vermögen seines Vaters gezeigt, und noch weniger scheint ihm an der Leitung des Handelsimperiums zu liegen, welches sein Vater aufgebaut hat. Donald ist, mit Verlaub gesagt, etwas seltsam.“ Mein Gesichtsausdruck schien deutlich zu zeigen, was ich dachte, denn Sir Ektor hob beschwichtigend die Hand: „Herr Doktor, es ist nicht ganz so wie Sie denken. Hier soll kein unliebsamer Erbe aus dem Weg geräumt werden. Bitte hören Sie mich in Ruhe zu Ende an. Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß es einige Leute in diesem Unternehmen gibt, die Donald lieber heute als morgen aus ihrem Weg geräumt sähen, und das, wie ich bereits andeutete, nicht ganz ohne Grund. Es geht nicht um Persönliches, sondern einzig und allein um die Sicherung der zukünftigen Geschäftsleitung. Besagten Leuten ist es ziemlich egal, wer in die Fußstapfen Sir Athols tritt, solange es entweder eine kompetente Person ist, oder jemand, der sich aus dem Geschäft völlig heraus hält und Fachkräfte gewähren läßt. Nun, der alte Sir Athol hat diese Probleme anscheinend vorhergesehen und entsprechend Sorge getragen. Ich mußte ihm noch zu Lebzeiten versprechen, mich um Donalds ‚Passage‘ wie er es nannte – fragen Sie mich nicht, was er damit meinte, ich weiß es nicht – zu kümmern. Ich bin Donalds Patenonkel. Aber um all Ihre Bedenken auszuräumen, habe ich hier ein beglaubigtes Schreiben von Sir Athol persönlich.“

Ich ließ den Umschlag zunächst unberührt auf dem Tisch liegen, machte eine auffordernde Bewegung in Richtung Sir Ektors Teetasse und nahm dann selbst meine Tasse in die Hand. Wir saßen schweigend. Schließlich sagte ich: „Erzählen Sie mir über Donald. Was ist sein Problem?“

„Donald ist ein sehr aufgeweckter, junger Mann. Es ist etwas sehr Männliches an ihm, was man vielleicht eher von einem Dreißigjährigen erwarten würde, dabei wird er gerade erst 18. Donald hat eine sehr umfangreiche und sorgfältige Ausbildung genossen. Die besten Schulen waren Sir Athol nicht gut genug, und so erhielt der Junge zusätzlich Unterricht von anerkannten Kapazitäten, unter anderem auch im ... hm, nun ja, sagen wir sportlichen Bereich. Er ist ein hervorragender Reiter, Fechter und Bogenschütze. Gerade in diesem, fast möchte ich sagen: Kriegshandwerk vergangener Zeiten, besitzt er ein unglaubliches Talent, noch mehr Ausdauer und

noch einmal mehr Können. Vielleicht ist die Betätigung auf diesem Gebiet auch verantwortlich für seine, ähem, Anwandlungen, die er übrigens schon seit frühester Kindheit gehabt haben muß, sonst hätte sein Vater nicht die Vorkehrungen treffen können, die mich heute zu Ihnen führen. Donald ... ähem ...“, Sir Ektor räusperte sich fast verlegen, „Donald meint, er wäre jemand anders. Er behauptet König Arthur zu sein.“

In den langen Jahren meiner beruflichen Tätigkeit war ich schon allen möglichen historischen Größen begegnet, allerdings noch nie einem König Arthur.

„Immerhin müssen Sie zugeben, daß Ihr Name und Ihre Position in Bezug auf Sir Athols Sohn ja fast identisch sind mit der Legende“, bemerkte ich lächelnd.

Sir Ektor nickte ernst. „Darüber habe ich selbst oft nachgedacht. Wir, das heißt Sir Athol und ich, wußten schon vor Jahren um Ihr privates Interesse für die Legende. Haben Sie nicht Ihrem Sohn aus erster Ehe den Namen Merlin gegeben? Und haben Sie nicht in Ihrer Anstaltsbibliothek eine umfassende Sammlung fast aller jemals gedruckten Bücher zu diesem Thema? Bitte betrachten Sie es nicht als Eingriff in Ihre Privatsphäre, aber Sir Athol hat sich nicht nur jahrelang über Ihre Arbeit informiert, er hat sie auch unterstützt! Die CAM LOT Coop. ist eine Firma, die Sir Athol eigens zu dem Zweck geschaffen hat, solche Institutionen wie zum Beispiel die Ihrige zu fördern, ohne daß sein Name damit direkt in Verbindung gebracht wurde. Er liebte in Bezug auf Spenden absolute Anonymität.“

Sir Ektor gab mir Zeit, über das Gesagte nachzudenken. Ich war betroffen und interessiert zugleich. Eine höchst merkwürdige Geschichte nahm hier und jetzt ihren Anfang.

„Ist der Name der *Cooperation* eine Anspielung auf das Schloß Camelot?“ fragte ich schließlich, „denn wenn Sir Athol diesen Namen bestimmt hat, dann interessierte er sich auch für dieses Thema? Wie stand er zu der Behauptung seines Sohnes? Wollte er ihn, nun, sagen wir, vor der Umwelt schützend, aber nicht völlig isoliert von ihr, an einen Ort wie diesem hier unterbringen? Quasi als Mittelweg, der beiden Möglichkeiten, nämlich eine Verschlimmerung seiner fixen Idee oder einer Genesung, Rechnung trägt?“

„Ich kann Ihnen diese Fragen nicht mit Ja oder Nein beantworten, aber Sie sind mit ihren Vermutungen auf dem richtigen Weg. Auf jeden Fall sollte Donald über sein eigenes Los bestimmen können. In Ihrem Haus ist dieser Sachverhalt durch die von Ihnen geforderte persönliche Zustimmung des Patienten gewährleistet. Donald ist zu einem Gespräch mit Ihnen bereit. Er ist von mir über Ihr Haus, seine Bewohner und deren Probleme sehr genau informiert worden, und er weiß natürlich, daß er jederzeit auf eigenen Wunsch die Klinik wieder verlassen kann.“

„Bevor ich mit Donald persönlich gesprochen habe, kann und will ich mich zu seiner eventuellen Aufnahme nicht äußern.“

Ich möchte aber doch noch einmal auf einen Punkt zurückkommen. Sie erwähnten, es gäbe einige Leute in Ihrem Unternehmen, die Donald als Störung ihrer Interessen sehen. Der Junge scheint, außer seiner Behauptung er sei König Arthur,

gesund, sportlich tüchtig und mit einer besonders guten Ausbildung versehen zu sein. Kurz, ein fast normaler, gesunder und auf gar keinen Fall gefährlicher Mensch. Wenn überhaupt, kann nur sein Desinteresse am Unternehmen besagten Leuten nicht in ihre Pläne passen. Nun wäre der junge Donald nicht der Erste, der sein ererbtes Vermögen verpraßte, obwohl ich mir das bei dem finanziellen Hintergrund des Imperiums kaum vorstellen kann ... nur wäre selbst das niemals ein Grund, ihn auf diese Art und Weise, und sei es auch nur temporär, aus dem Weg zu räumen. Können Sie mich von der Haltlosigkeit dieses sehr häßlichen Verdachtes überzeugen?“

Sir Ektor schien auf diesen Einwand gewartet zu haben: „Ich denke ja“, antwortete er sehr bestimmt. „Sir Athol hat seinen Sohn, nach Erreichung des 21sten Lebensjahres, als Alleinerben eingesetzt. Diese testamentarische Regelung könnte nur angefochten werden, falls, in Donalds speziellem Fall, das Gutachten eines anerkannten Psychologen vorliegt, welches Donald Unzurechnungsfähigkeit bescheinigt. Wird er bei Ihnen aufgenommen, liegt diese Entscheidung logischerweise in Ihrer Hand. Donalds Behauptung ist eine aktenkundige Tatsache. Die Gegenpartei ist weder dumm, noch hat sie in den vergangenen Jahren geschlafen. Wenn Sie Donald, und das möchte ich nochmals betonen, auf seinen eigenen Wunsch hin nicht aufnehmen sollten, dann werde ich ihn kaum länger vor dem Zugriff jener schützen können, die ihn mit Hilfe ihrer Gutachter nur allzugern für immer in einer geschlossenen Anstalt verschwinden ließen. Es sollte Sie also von der Aufrichtigkeit meines Anliegens überzeugen, wenn wir, das heißt Donald und ich, die endgültige Entscheidung in Sachen Erbschaft in Ihre Hände legen.“

„Das ist viel Verantwortung, die Sie mir da aufladen, aber zugegebenermaßen ist es zugleich ein überzeugendes Argument für Ihre Sache. Warten wir also, wie das Gespräch mit dem jungen Donald McDouglas verlaufen wird.“

Lindisfair, ein ehemalig gräfliches Gut; ca. 10 Hektar Waldbestand, das Landhaus, jetzt Hauptgebäude der Klinik, zwei Scheunen, in Wohngebäude für Patienten umgebaut, und zwei weitere Gebäude aus jüngster Zeit, das alles wurde von einer alten, mannshohen Mauer umfaßt, unterbrochen nur durch ein breites, fast vier Meter hohes, schmiedeeisernes Tor, dessen massive Pfeiler jeweils ein steinerner Drache flankierte. Die neuen Gebäude, Bibliothek und Gemeinschaftszentrum beherbergend, hatte ich im alten Stil errichten lassen. Ein großes Stück Wald war zum Park geworden, den ich an Wochenenden für Besucher und Spaziergänger öffnen ließ. Heute, an einem vorsommerlich-warmen Samstag Anfang Mai, saß ich in der Bibliothek und las in meinem Lieblingsbuch „Das Schwert im Stein“ von T. H. White über die Jugend Arthurs. Was der Zauberer Merlin da mit Warze, so lautete Arthurs Spitzname, machte, war für mich ein Stück magischer Pädagogik. Hatte ich jemals menschlich persönliche Ohnmacht gefühlt, dann in meiner absoluten Unfähigkeit, so zauberhaft, im wahrsten Sinne des Wortes, erziehen zu können. Meinem Sohn Merlin aus erster Ehe hatte ich nicht mehr als meine eigene Begeis-

terung für die Legende von den Rittern der Tafelrunde, für König Arthur und vor allem den großen Zauberer Merlin mitgeben können – doch, seinen Namen. Wäre Merlins Erziehung jemals in unserer Realität praktikabel gewesen, bräuchten wir heute kaum Psychologen oder Umweltschützer, auch das Lehren an den Schulen und die Lehrer selbst sähen wohl anders aus. Wie sagte doch C. S. Lewis im ersten Buch seiner „Chronicles of Narnia“ durch den Mund des Professors, als Susan und Peter ihn ungläubig fragen, ob denn eine andere, magische Welt parallel zu der unseren tatsächlich existieren könne: „Was zum Teufel bringt man euch denn heute in der Schule bei?“

„Zumindest nichts für die Seele oder den Geist“, führte ich den Dialog in Gedanken weiter.

Mein Blick fiel durch eines der großen Rundbogenfenster auf zwei Männer, die sich über den Gartenweg der Bibliothek näherten. In dem einen erkannte ich sofort Sir Ektor; der andere war ein junger Mann, den ich auf ungefähr 25 Jahre schätzte – sollte es Donald McDouglas sein? Kurz darauf begrüßte ich beide am Eingang. Tatsächlich stellte sich der junge Mann als Donald McDouglas vor. Mein erster Eindruck hatte mich nicht getäuscht, denn er sah nicht nur viel älter, sondern auch männlicher aus als ein Achtzehnjähriger. Dunkelblondes Haar und der kurzgeschnittene Vollbart umrahmten ein Gesicht, wie man es heutzutage nur noch selten sieht: hohe Stirn, feingeschwungene, jedoch kräftige Augenbrauen, große, braune Augen mit bernsteinfarbenen Flecken in der Iris und eine Nase mit ganz leichtem Habichtsknick; es war in der Tat jene Nase, die dem ganzen Gesicht seinen edlen Ausdruck gab. Soweit sich das durch seinen maßgeschneiderten, eleganten Anzug hindurch beurteilen ließ, schien er von athletischem Körperbau zu sein. Strahlte Sir Ektor eine gewisse Alterswürde aus, so war die Erscheinung des jungen Donald auf ihre Art nicht minder würdevoll. Nebenbei bemerkte ich, daß ich hier einem völlig normalen, gesunden Menschen gegenüberstand.

„Bitte begleiten Sie mich in die alte Abteilung.“

Ich hatte diesen Ort aus gutem Grund gewählt, denn es war meine Absicht, Donald im Laufe unseres Gesprächs mit seiner literarischen Vergangenheit zu konfrontieren. Momentan kam mir diese Idee eher lächerlich vor, aber, vom ersten Eindruck verwirrt, fiel mir auch nichts Besseres ein. Wir setzten uns um den runden Tisch, auf dem noch das Buch von T. H. White lag. Während Donald sich in einen der schweren Ledersessel gleiten ließ, bemerkte er:

„Das Schwert im Stein von T. H. White, nicht wahr? Ein ganz hervorragendes Buch, Herr Doktor. Haben Sie gerade darin gelesen, während Sie auf uns gewartet haben?“

Das Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch – wie hatte er erkennen können, welches Buch es war? Donalds imponierendes Auftreten, seine scharfsinnige Bemerkung, ließen mich spontan den Entschluß fassen, die Sache direkt anzugehen.

„Ja, es ist mein Lieblingsbuch, und wie Sie richtig gefolgert haben, las ich noch vor ein paar Minuten darin. Herr Douglas ... würden Sie mir bitte erklären, weshalb in aller Welt Sie in meine Anstalt aufgenommen werden wollen?“

Donald zeigte mit vager Geste auf die Bücher in den Regalen: „Meine wahre Identität bereitet einigen Leuten in meiner näheren Umgebung Schwierigkeiten.“

„Was meinen sie mit ‚wahrer Identität‘? Sind Sie nicht der Sohn von Sir Athol McDouglas, geboren hier in England und getauft auf den Namen Donald McDouglas?“

„Herr Doktor, was in meinem Paß, meiner Geburtsurkunde oder sonstigen, staatlichen Dokumenten steht, hat nichts damit zu tun, wer und was ich in Wirklichkeit bin.“

Ich schaute kurz zu Sir Ektor, aber der wollte sich anscheinend aus dem Gespräch heraushalten.

„Welche Wirklichkeit ...“, aber dann fiel mir der Professor in den „Chronicles of Narnia“ ein, und so fuhr ich stattdessen fort: „Wer und was sind Sie also?“

Donald sah mir gerade in die Augen und sagte dann völlig selbstverständlich und sachlich: „Ich bin Arthur, König von England, zurückgekehrt, wie es die Sage verheißt, um meinem Volk aus tiefster Not zu helfen.“

Entgegen der psychologischen Grundregel, den Patienten in einem solchen Fall ernst zu nehmen, fragte ich: „Wie können Sie sich dessen so sicher sein? König Arthur war eine legendäre Figur. Falls er überhaupt jemals existiert hat, lebte er wahrscheinlich im 5. oder 6. Jahrhundert nach Christus. Sie behaupten, wie soll ich es ausdrücken – die Reinkarnation eines märchenhaften Königs zu sein, der seit gut 1400 Jahren unserer Zeitrechnung tot ist?“

Ich hätte meine letzten Worte gerne zurückgenommen; zu spät fiel mir ein, daß ich ihm mit dem Begriff Reinkarnation das stärkste Argument für seine *raison d'être* geradezu in den Mund gelegt hatte. Diese Begegnung brachte mich mehr aus der Fassung, als ich mir selbst eingestehen wollte.

Donald lächelte – er hatte also verstanden. „Wir werden über dieses Thema sicherlich noch des Öfteren reden. Es ist ja Ihre Aufgabe, mich diesbezüglich zu ergründen und, wie es in der Fachsprache heißt, zu therapieren. Meine Anwesenheit bei Ihnen wird im Laufe der Zeit klarstellen, ob ich das Opfer krankhafter Einbildung bin oder derjenige, der ich behaupte zu sein.“

Ich versichere Ihnen, es ist mein eigener, freiwilliger Entschluß, mich unter Ihre Obhut zu begeben. Ich möchte in das, was mein Vater aufgebaut hat, die vielen Arbeitsplätze, die er geschaffen hat, nicht durch meine Person Unordnung und Zwistigkeiten bringen.

Sehen Sie, Herr Doktor, in Ihrer Position können Sie es sich auch nicht leisten, als Hippokrates aufzutreten. Ich weiß selbst, wie wenig ich in meinem Gebaren jenen Patienten ähnele mit denen Sie normalerweise umgehen. Andererseits bin ich von einer Mission beseelt, für die meine unmittelbare Umgebung beim besten Willen kein Verständnis haben kann, und ich fürchte, es wird noch ein paar mehr

Leute im heutigen England geben, die noch sehr viel krasser reagieren werden. Ja, wie denken Sie wird die Weltöffentlichkeit reagieren, wenn England einen König an seine Spitze stellt?“

Normalerweise hätte mich gerade die letzte Bemerkung wieder in die vertrauten Bahnen eines therapeutischen Gesprächs gebracht, denn dieser leicht größenwahnsinnige Zug war ein Merkmal bestimmter, schizophrener Erkrankungen. Donald jedoch wollte mir nur einen Grund geben ihn aufzunehmen, dessen war ich mir sicher.

„In der Tat bringt mich Ihr Anliegen in eine ungewöhnliche Situation.“

Ich zögerte und sagte dann mit einem Blick zu Sir Ektor: „Ich erbitte mir Bedenkzeit.“

Sir Ektor nickte verständnisvoll, und auch Donald schien einverstanden. Kurz darauf sah ich die beiden wieder den Gartenweg entlanggehen und wurde dabei Zeuge einer Szene, die für mich den Fall Donald McDouglas noch rätselhafter machte, als er es ohnehin schon war. Aus dem Schatten unserer vierhundert Jahre alten Garteneiche trat plötzlich Johannes. Er ging bis zum Weg, auf dem jetzt Sir Ektor und Donald nahten. Sir Ektor lief etwas voraus, oder Donald ein paar Schritte hinterher. Wie dem auch sei, kurz bevor Donald an Johannes vorüberkam, geschah es: Johannes machte einen ritterlichen Kniefall. Donald blieb stehen, hob den alten Mann an den Schultern gefaßt empor, und, ich traute meinen Augen nicht, drückte ihn kurz an seine Brust. Ganz so, wie es in damaligen Zeiten der König tat, wenn seine Vasallen den Treueeid ablegten. Dann folgte er gemessenen Schrittes Sir Ektor, während ihm Johannes, seine Gärtnermütze in beiden Händen vor der Brust haltend, nachsah.

Ich nahm Donald McDouglas eine Woche später in Lindisfair auf; nicht, weil ich ihn für ernsthaft krank hielt, sondern weil er mich als Mensch faszinierte und wie ein Magnet anzog.

An jenem Tag, als Donald das Eingangstor mit den zwei Drachen durchschritt, ging es wie ein Zittern, ein verhaltenes Beben, durch ganz Lindisfair. Gleich einem kunstvollen *Craquelée* entstanden feine Lichtadern, filigran verästelte Spuren im glatt polierten, routinemäßigen Ablauf der Anstalt. Meinen Patienten ging es auf unerklärliche Art und Weise besser; das Personal, über das ich mich noch nie hatte beklagen können, wurde herzlich, wo es zuvor freundlich, rührend besorgt, wo es ehemals aufmerksam gewesen war. Und diese harmonisierenden Schwingungen hatten ganz unübersehbar ein Zentrum: Donald McDouglas. Schon in den ersten zwei Tagen machte er sich mit allen Bewohnern von Lindisfair bekannt. Er verbrachte den größten Teil seiner Zeit im Gespräch mit Menschen, von denen einige seit ihrer Aufnahme kaum einen zusammenhängenden, logischen Satz pro Tag über die Lippen bekamen. Nach einer Woche kannte er uns alle mit Namen, und ich sollte bald erfahren, daß er Dinge über meine Patienten wußte, die ich trotz jahrelanger Bemühungen nie aus ihnen herausbekommen hatte.

Plötzlich entstanden kleine Gruppierungen; Patienten, die ihrer Verfassung gemäß bislang eigenbrötlerisch und kontaktarm vor sich hin lebten, entdeckten nun ihre Leidensgenossen. Andere, die sich monatelang entweder widerwillig oder teilnahmslos vom Personal auf ihrer Wohnzelle betreuen ließen, kamen nun von selbst heraus, machten Besuche beim Nachbarn oder gingen von sich aus in den Park, zum Gemeinschaftszentrum, zur Therapie. Wo immer Donald auftauchte waren die Menschen wie verwandelt; sie schienen unter seiner Ansprache zu erwachen.

Ich hatte es Donald freigestellt mit mir zu sprechen, wenn ihm danach zumute war. Bevor es zu diesem Gespräch kam, geschah etwas gänzlich Unerwartetes. Johannes, den ich seit Donalds Ankunft nur zweimal mit ihm zusammen gesehen hatte, meldete sich eines Tages bei mir. Als er mein Arbeitszimmer betrat, dachte ich unwillkürlich: auch er ist erwacht.

„Johannes – Welch unerwarteter Besuch!“

„Nicht wahr, Herr Doktor, seit ich damals zu Ihnen kam, bin ich nicht mehr in diesem Zimmer gewesen.“

„Also, was verschafft mir denn heute die Ehre?“

Johannes drehte seine Gärtnermütze verlegen in beiden Händen, sagte dann aber mit fester Stimme: „Ich wollt’ mich bedanken ... für all die langen Jahre, die Sie mich behütet haben. Ohne Sie ... die Welt dort draußen hätte mich kaputt gemacht. Es ist damals einfach über mich gekommen, daß ich mein Leben ändern sollt’, aber ich wußte zuerst gar nicht wie und wofür. Und meine Familie ... das war sehr schmerzhaft für mich damals. Ich konnt’ ja nichts sagen, weil ich selbst nichts wußte. Hier, bei Ihnen, hab ich dann langsam gespürt, in welche Richtung es gehen soll, und wie weise war es doch gefügt, daß ich den Weg hier auch zu End’ gehen konnt’.“

Er hielt inne, als wolle er mir Gelegenheit geben, etwas zu sagen oder zu fragen, aber ich blieb sprachlos, so sehr war mir seine einsilbige Verlegenheit zur Gewohnheit geworden, also fuhr Johannes fort: „Mein Warten ist ja nun zu End’. Ich muß nun hinaus und in dieser Welt dort draußen einige Dinge erledigen. Deshalb möcht’ ich Sie um Beurlaubung bitten.“

„Johannes ... das kommt alles sehr plötzlich. Jahrelang habe ich Sie als sehr schweigsamen und zurückgezogenen Menschen erlebt, und, wie Sie sich erinnern, durfte ich Ihnen nie die Welt dort draußen nahebringen“, es tat gut, über das zu reden, was mich wirklich bewegte – ich hatte das Gefühl, die Situation langsam in den Griff zu bekommen, „...und nun erscheinen Sie, so mir nichts dir nichts, bei mir und wollen entlassen werden. Meinen Sie nicht, wir sollten erst einmal Ihre Familie benachrichtigen? Und überhaupt, jetzt setzen Sie sich erst einmal, bitte. Darf ich Ihnen etwas anbieten, eine Tasse Tee, ein Glas Wein?“

„Danke, danke. Wenn Sie mit mir anstoßen, dann würd’ ich wohl gerne ein Gläschen Wein trinken.“

Während ich die Gläser auf den Tisch stellte und die Flasche entkorkte, fuhr er fort: „Ich will ja nicht entlassen werden, ich meine ... ich sprach vorhin von einer Beurlaubung, nicht wahr?“

Ich nickte bestätigend. „Also Johannes, worauf stoßen wir an?“

Er sah mich forschend an und wählte sodann seine Worte mit Bedacht:

„Auf die schwarz-purpurne Rose und ... und auf diesen schönen Augenblick.“

„Auf die schwarz-purpurne Rose – und diesen schönen Augenblick also, zum Wohl.“

Johannes hatte etwas anderes sagen wollen, das spürte ich, aber ich beschloß abzuwarten.

„Meine Familie möchte ich gerne sehen, Herr Doktor, könnten Sie das irgendwie ... ich meine, ich hab sie ja die letzten Jahre nur so selten gesehen und ich konnt' auch nichts sagen ...“

Er verstummte und hatte nun doch wieder etwas von seiner alten, mir vertrauten Hilfslosigkeit.

„Ich werde das natürlich behutsam in die Wege leiten, aber was – wenn ich so direkt fragen darf – wollen Sie? Gehen Sie wieder zurück nach Hause?“

„Nein, so nicht ... aber es gibt doch Einiges, was ich früher halt nicht ... und meine Frau ... wissen Sie, ich habe meine Frau immer geliebt, und das hat damals am meisten weh getan, daß ich ihr das alles zumuten muß'.“

Es fiel ihm sichtlich schwer, über diesen Abschnitt seiner Vergangenheit zu reden. Diese Wunde war noch nicht verheilt.

„Johannes, wann und warum wollen Sie denn wieder hierher zurückkommen?“

Er bekam denselben Gesichtsausdruck wie vor dem Anstoßen – was konnte oder wollte er nicht sagen? Mir fiel die Szene im Garten ein: „Hat es mit unserem neuen Gast zu tun?“ kam ich ihm zu Hilfe. Johannes nickte erleichtert: „Sie haben es doch auch gespürt, Herr Doktor?“ – und auf meinen fragenden Blick hin: „Es ist alles ... also seit er gekommen ist, sind hier alle anders geworden ... und ich auch. All die Jahre, so kommt es mir jetzt vor, hab' ich ausgehalten, auf was gewartet, und weil ich selbst nicht wußt' worauf, war das Warten so schwer, so einsam. Ich wußt' hier oben“, dabei tippte sich Johannes an die Stirn, „gar nicht, warum ich von zu Hause weggegangen bin, aber hier drin, im Herzen, war das Gefühl, ich muß' es tun, ohne zu fragen. Aber jetzt ist es wieder hell, das Dumpfe, Drückende ist weg, seit er gekommen ist. Und so geht es nicht nur mir, das haben Sie doch auch gemerkt, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Johannes, wenn ich Sie jetzt so reden höre – wo Sie doch jahrelang kaum jemals etwas über die Lippen gebracht haben, dann kann ich nur bestätigen, Sie sind viel lebendiger geworden. Ach was, Sie haben recht: ganz Lindisfair ist aus einem Dornröschenschlaf erwacht! Trinken wir also auf diesen jungen Mann, der in so kurzer Zeit soviel Gutes bewirkt hat, obwohl ich nicht die geringste Ahnung habe, wie er das anstellt.“

War es der gute, alte Burgunder-Wein, meine eigene gute Laune, die Euphorie des Augenblicks? Wie auch immer, ein verschmitztes Lächeln, welches ich nie und nimmer in Johannes Seele vermutet hätte, trat auf sein Gesicht: „Auf ihn! Prost, Herr Doktor!“

Ich will gerne zugeben, daß ich schon immer eine Tendenz zum Schwärmen und sogar vielleicht auch eine sentimentale Ader hatte. Nach dem Gespräch mit Johannes ließ ich meinen Gefühlen freien Lauf. Es war gut zu leben. Durch meine ganz kleine Welt segelte ein Moment glücklicher Erfülltheit, wie eine jener Lichtwolken am frühen Abendhimmel, kurz nach der Sonne Untergang. Oft war mir die Magie dieses Augenblicks Anlaß zu tagträumerischer Meditation gewesen. Es war schwer, diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen, aber eines schien mir sicher: in jenen wenigen Minuten, wenn die Wolken im wärmsten Lichtgruß erglühten, und das türkis angehauchte Blau des Abendhimmels in seiner Transparenz größte Dichte mit endlosen Weiten verschmolz, dann öffnete sich ein den ganzen Himmel ausfüllendes Tor zur Anderwelt, zur Heimat aller menschlichen Sehnsucht. Übte der Sonnenuntergang seine Art melancholischer Faszination deshalb auf so viele Menschen aus, weil er ihnen, bewußt oder unbewußt, wie der Abschied von diesem irdischen Leben und zugleich die Heimkehr in die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten vorkam?

Mir fielen Zeilen aus Gottfried Benns Gedicht „Aster“ ein: „Und die Götter halten die Waage eine zögernde Stunde an ...“ – wahrhaftig, so empfand ich diese letzten Wochen und Tage seit Donald McDouglas Ankunft in Lindisfair; ein Schwebezustand, in welchem zumindest meine eigene Welt in Frieden und zugleich geheimnisvoller Verheißung erstrahlte. Ich schaute aus dem Fenster hinunter in den Park. Viele Familien nutzten den vorsommerlichen Sonntagnachmittag zum Spazierengehen oder um mit ihren Kindern zu spielen. Ein Modellflugzeug, einer jener Gummikatapult gestarteten Flitzer, die ich noch aus meiner Kindheit kannte, drehte einen tollkühnen Looping, bevor es langsam anschwebend seinem Besitzer fast vor die Füße fiel.

Susan steckte ihren Kopf durch die halboffene Tür.

„Herr Donald, Herr Doktor.“

„Bitte, bitte, er soll herein kommen.“

„Nun, wie geht es dem Wundertäter von Lindisfair?“ begrüßte ich Donald. „Bitte, setzen Sie sich. Verraten Sie mir Ihr Geheimnis? Ich glaube, Sie haben in der kurzen Zeit mehr erreicht bei meinen Patienten, als ich in all den langen Jahren.“

Donald nahm den angebotenen Platz ein und fragte lächelnd zurück:

„Glauben Sie das, oder denken Sie das?“

„Sagen wir, ich glaube, weil ich sehe und höre ... das Beobachten gehört mit zu meinem Beruf.“

„Es freut mich, daß Sie mir soviel Gutes unterschieben wollen. Ich möchte mich gerne hier nützlich machen.“

„Haben Sie schon, haben Sie schon“, unterbrach ich ihn, und berichtete von den Veränderungen, die mir aufgefallen waren.

„Erlauben Sie mir, die Gunst der Stunde zu nutzen“, Donalds Stimme bekam einen ernsten Unterton, „darf ich Ihnen einige meiner Ideen vorstellen?“

„Nur zu, ich bin gespannt.“

„Viele Patienten haben vor ihrer Erkrankung einen handwerklichen Beruf ausgeübt. Ich kenne einen Schmied, Tischler, Zimmermann, Maurer, zwei Schweißer, einen Bühnenmaler, Werkzeugmacher ... und John Gray, er hat während des Krieges und danach als Reitlehrer gearbeitet.“

Wohin sollte das Gespräch führen? Diese Frage hatte ich mir vorher gestellt und entschieden, keinerlei Erwartungen zu hegen, sondern, was auch immer, auf mich zukommen zu lassen. Ich ließ Donald also gewähren.

„Die meisten von ihnen möchten gerne wieder mit den Händen arbeiten. Gibt es Platz und Geld, um Werkräume zu schaffen und einzurichten?“

„Tja, dank fortlaufender Spenden, nicht zuletzt von der Howard Gruppe, haben wir einen Fond für derartige Zwecke ... solange Sie hier keine Großindustrie starten. Sie wollen sich ja nicht etwa ein neues Königreich zusammensammeln, oder?“ fragte ich im Scherz.

Ohne die geringste Spur von Verlegenheit antwortete Donald: „Nicht direkt, aber es hat doch, um Ihre Terminologie zu benutzen, etwas mit meinem Problem zu tun.“

„Vielleicht lassen wir diesen Aspekt momentan beiseite“, schlug ich vor. „Ich ahne, daß Ihre Idee nicht bloße Beschäftigungstherapie zum Ziel hat, oder irre ich mich?“

„Herr Doktor, Sie sollten nicht völlig vergessen, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin. Aber wenn ich von Ihrem Angebot Gebrauch machen darf, dann sprechen wir ein anderes Mal darüber. Sie haben Recht: ich denke nicht an Beschäftigungstherapie, obwohl es vielleicht zunächst gut wäre offiziell bei dieser Formulierung zu bleiben. Sie werden gleich verstehen warum. Ich möchte mit all denen, die daran interessiert sind, etwas von Ihrer stillen Leidenschaft für diese alte Geschichte der Ritter der Tafelrunde in die Tat umsetzen. Ich denke an eine Ritterspielgruppe, so wie sie um viele alte Burgen bei uns und auf dem Kontinent in den letzten Jahren entstanden sind. Sie öffnen den Park an Wochenenden ohnehin der Allgemeinheit, und das wäre eine Gelegenheit, unsere Gruppe dem Publikum vorzustellen.“

„Donald – ich habe da eine ganz hervorragende Flasche Rotwein ... meinen Sie nicht, wir sollten diesen Faden unten im Weinkeller weiterspinnen?“

Man mag mich einen alten Narren schimpfen, Tatsache ist, ich ließ mich sehr schnell von Donalds Ideen anstecken. Vielleicht, weil ich mir ganz Ähnliches selbst unzählige Male in Gedanken ausgemalt hatte; ganz sicher, weil mir jedes Quentchen normaleres Verhalten bei meinen Patienten ein Schritt auf dem Wege der Heilung war, und zweifelsohne erlag ich, wie alle anderen, dem Charisma des jungen

Douglas. Während nach unserem Gespräch Lindisfair von einer atemberaubenden Betriebsamkeit ergriffen wurde, fragte ich mich allerdings des öfteren, ob ich nicht zu schnell und gedankenlos meine Zustimmung gegeben hatte. Gedankenlos ... aber das Gefühl stimmte! So oft ich darüber nachdachte und mein Verstand mich einen Narren schalt, stellte sich jenes beruhigende und erhebende Gefühl ein, alles gehe seinen richtigen Gang.

Donald entpuppte sich als universal begabter und ausgebildeter Mensch. Er besaß großes Organisationstalent, war ein guter Beobachter und packte überall mit an. Für keine Arbeit war er sich zu schade; bei allem was er tat, war er derart präsent und konzentriert, als habe er genau diese Aufgabe, diesen Handgriff schon immer getan. Meine Patienten, falls man sie noch als solche bezeichnen konnte, bildeten Arbeitsgruppen und stellten mit dem angelieferten Material die ersten Werkstätten fertig: eine Schmiede und eine Schreinerei. Dann begannen die Arbeiten an den Stallungen, denn was sind Ritter ohne Pferde?

„Lieber Donald, mittlerweile haben wir schon fast zwanzig Pferde, sämtlich vom Rennsport ausgemustert, geschenkt bekommen, und das, noch bevor die Stallungen alle fertig sind.“

Wir saßen in der Bibliothek bei unserer wöchentlichen Lagebesprechung. Die Pappeln im Park trugen erste, goldgelbe Blätter, Vorboten des nahenden Herbstes. Ein ungewohnter Vogellaut ertönte aus einer der großen Buchen vor dem Fenster. Während Donald den Kopf auffallend langsam zum Fenster wandte, vergoldete die Spätnachmittagssonne sein Gesicht. Mir ward mit einem Mal so leicht zu Mute, und ich spürte genau wie mein Herzschlag arhythmisch wurde. ‚Du stirbst jetzt vielleicht.‘ – Der Gedanke schwebte wie eine schillernde Seifenblase im Raum. Zum zweiten Mal erscholl der Vogellaut; da erfaßte mich eine noch nie erlebte, machtvolle Empfindung: So sieht ein König aus – so ist ein König!

In Zeitlupe erhob sich Donald, trat an das Fenster. Ich folgte ihm wie im Traum, folgte seinem ausgestreckten Arm, dem weisenden Zeigefinger. Im Geäst saß ein großer Rabe. Er hatte einen schneeweißen Fleck auf seiner Brust. Zum dritten Mal ertönte der krächzende Ruf.

Donald sagte leise: „Ich habe vernommen.“

Das Tier schien auf diese Worte gewartet zu haben, strich vom Baum ab, dann, ein feines Knistern.

‚Das Craquelée von Lindisfair‘, dachte ich und hörte den Wind in den Schwingen des Raben. Donald mußte mich an den Tisch zurückgeführt haben. Ich war betäubt von der Klarheit und Tiefe, mit der ich plötzlich hörte. Alles andere sackte in normal Vertrautes zurück, nur von meinen Ohren war eine unerklärliche Taubheit gewichen. Wie würde das gesprochene Wort klingen? Wie die Trompeten von Jericho? Aber Donalds Stimme drang sanft an mein Ohr.

„Und sicher wollen Sie wissen, woher wir Ritter und Knappen bekommen, denn was sind Pferde ohne Reiter, nicht wahr?“

Wenn ich heute darüber nachdenke, wie und wann das Unglaubliche seinen Lauf nahm, wie und wann mein Seelenfaden in das große Werk eingeschossen wurde und in seinen ihm bestimmten Farben zu leuchten begann, dann komme ich auf jenen Tag, an dem ich den Wind in den Schwingen des Raben hören konnte, bis er schließlich nach drei Nächten sein Ziel erreicht hatte.

Anfang Oktober erschien in einer der regionalen Tageszeitungen folgende Kleinanzeige:

„Junge Menschen beiderlei Geschlechts für soziale Betreuungsarbeit auf Lindisfair gesucht. Alter: 16 bis 17 Jahre. Praktikumsmöglichkeit.“

„Ich habe noch nie von weiblichen Knappen gehört.“

„Das ist richtig“, meinte Donald, „aber wir brauchen ein paar junge Damen, die mit Schere, Nadel und Faden umgehen können, und die unsere Knappen trösten, wenn sie vom Pferd gefallen sind.“

Auf die Anzeige hin meldeten sich im Laufe der Woche zwei sechzehnjährige Kerle und eine Siebzehnjährige, die offensichtlich einer Punkerclique angehörten. Das Mädchen hatte sich abscheulich zugerichtet: aufgemalte Narben, Sicherheitsnadeln in den Wangen, geschminkt wie eine Leiche und dazu neongrün verfärbte, völlig verschnittene Haare. Bei den Jungs waren Ober- und Unterarme tätowiert, die Ohren hingen voller Ringe und der eine, James mit Namen, hatte sich die Nasenflügel durchbohrt – an seinem ohnehin nicht gerade edlen Riechorgan prangten zwei Knöpfe mit Totenkopfmuster. Alle drei sahen nicht besonders sauber aus und stanken auf ein paar Meter Entfernung nach Zigaretten und Bier. Daß sie ihre kloßig beschuhten Füße auf den Couchtisch im Empfangszimmer legten, gab ihrem asozialen Erscheinungsbild den letzten, amerikanisierten Touch. Ich wollte sie gerade von Susan vor die Tür setzen lassen, als Donald erschien. Strahlend begrüßte er das Trio; ein paar Minuten später waren die vier in ein ernsthaftes Gespräch vertieft. Natürlich wurden Tilly, James und Coran eingestellt. Mir war dabei recht mulmig. Wie sollten diese Verlierer, diese, in einer weltfremden Subkultur dahinvegetierenden, unreifen und verkommenen Kinder, psychisch angeknackste, ältere Menschen betreuen? Und wie, um alles in der Welt, sollten daraus Knappen werden?

„Nur diese drei ... Exemplare?“

Aber Donald ignorierte meinen zweifelnden Blick. „Das ist ein guter Anfang, Herr Doktor, Sie werden sehen.“

Und ich sah! Wie die welkenden, bunten Blätter vom herbstlichen Baum, so fielen die Teile ihrer Punkerkluft von Tilly, James und Coran ab. Es folgte das Frankenstein-Zubehör, und am Ende des Monats erinnerten nur noch ein paar grüne Haarsträhnen an Tillys frühere Existenz. Und noch Erstaunlicheres passierte! Obwohl wir die Annonce nur einmal in die Zeitung gesetzt hatten, standen in der folgenden Woche fünfzehn weitere Jugendliche vor unserem Büro Schlange.

„Fünfzehn notorische Krakeeler und Herumlungerer, zu denen auch die drei ersten Spezies gehören ...“, Herr Short vom Jugendamt holte kurz Atem, „die Sie im Alleingang von der Straße holen, die Sie, Gott weiß wie, mir nichts dir nichts an die Arbeit bekommen, die Sie, Gott weiß wie, in aller kürzester Zeit zu scheinbar normalen Menschen machen, was –“

„Bei allen Göttern“, unterbrach ich.

„... Äh, ja, ... also, was geht hier vor? Ich meine, wie schaffen Sie das? Wir beißen uns an diesem Problem nicht erst seit gestern die Zähne aus.“

„Nun, ich bin in der glücklichen Lage, diesen jungen Menschen eine Arbeit anbieten zu können, die nicht nur bezahlt wird, sondern ihnen wohl auch noch Spaß macht. Ich denke, die Zutaten zu diesem kleinen Wunder sind recht realer Natur.“

Ich verschwieg die meines Erachtens nach tatsächliche Ursache, nämlich Donalds Charisma, seine buchstäblich zauberhafte Art, mit Menschen umzugehen, sie zu begeistern.

„Na wissen Sie, gerade diese Tunichtgute sollten auf einmal allesamt ihre soziale Ader entdecken? ... und in Betreuungsarbeit aufgehen?“ bohrte Herr Short mißtrauisch weiter.

„Tja, also das muß ich vielleicht ein bißchen korrigieren.“

Herr Short lehnte sich mit einem „aha-jetzt-kommt’s“-Blick im Sessel zurück, und ich führte ihn mit verschwörerischer Miene weg vom heißen Punkt:

„Es sind nicht nur rein betreuerische Arbeiten. Im Bereich der Beschäftigungstherapie und den damit verbundenen praktischen Arbeiten müssen die jungen Leute auch mit ran. Wir haben da momentan ein Projekt mit ein paar Reitpferden, die wollen versorgt sein. Stallungen werden gebaut. An einer Stallung baut jeweils ein Team von älteren Patienten und unseren Jugendlichen. Für die Älteren ist es eine kreative Beschäftigung, und für die Jungen, na ja, so eine Art Erfolgserlebnis: da wird etwas aufgebaut, geschaffen, und zum Schluß verewigt sich jedes Team mit Namen in den Stallmauern ... eine sinnvolle Variante zur Graffitipest.“

„Interessant, sehr interessant, jetzt beginne ich zu verstehen.“ Herr Short, überzeugt, dem Geheimnis auf die Spur gekommen zu sein, verabschiedete sich zufrieden.

Wieder allein im Büro schaute ich aus dem Fenster – dieses Hinausschauen war mir zu einer Art Innenschau geworden. Während meine Augen im vertrauten Geäst der Bäume wanderten, liefen meine Gedanken ungestört auf ihren eigenen Bahnen ... „verschwörerisch“ ... wie weit war es mit mir gekommen? Ich, der große Psychotherapeut von Lindisfair, der die phantastischen oder auch grotesken Labyrinth seiner Patienten immer nur aus der Vogelperspektive sah, der einsame Überflieger abstruser Hirngespinnstnester, der nüchterne, distanzierte Dritte zwischen den gespaltenen Ichs Schizophrener ... mein Ich, oder eines meiner gurdjeffschen Ichs, nun also doch zappelnd vor Erregung, gefangen im Netz einer zweiten Realität? Erlag ich nicht einer jahrzehntelang mit meinem Herzensblut genährten Illusion, die ich,

aus meiner Traumwelt in diese irdische Welt gebärend, in den jungen Donald projizierte? Oder war ich der Thomas Covenant, der ungläubige Thomas aus Stephen R. Donaldsons phantastischer Welt? Wollte ich einfach die andere Wirklichkeit nicht wahrnehmen, die mir meine Ohren, meine Gefühle eröffneten?

Wo würde dieses Abenteuer enden – und wollte ich als einer seiner Akteure daran teilhaben? Egal, was ich von mir aus in den jungen Donald hineininterpretierte, welches Wunschdenken ich zu einem Phantombild in seiner Person verdichtete, bestimmte, sehr ungewöhnliche Geschehnisse der letzten Monate waren nicht das Produkt meiner Einbildung. Ihrer Natur nach konnte ich sie nur mit Begriffen bezeichnen, die mir zwar allesamt aus Büchern vertraut waren, aber deren tatsächliche Existenz ich selbst bislang noch nie erfahren hatte.

Mein angeblicher Glaube an jene andere Wirklichkeit war, das merkte ich jetzt, eine halbherzige Tändelei mit ihr gewesen. Zum ersten Mal in meinem Leben verspürte ich körperlich und seelisch den Gehalt solch abstrakter Begriffe wie Mut und innere Kraft. Vor allem verspürte ich ein beängstigendes Vakuum dort, wo ich diese Energien bei mir angenommen hatte; ich spürte die Lauheit meines ungeprüften Glaubens. War die Frage nach dem Wohin des Laufes der Dinge denn so wichtig, wenn eben diese Dinge selbst soviel richtiger und klarer waren, als die normalerweise erlebte Realität? Jene unerklärliche Veränderung meiner Hörfähigkeit ... immer öfter kam mir der Gedanke, ob nicht eines Tages meinen Augen eine ganz ähnliche Verwandlung passieren könnte. Mir widerfuhrn Dinge, von denen ich bislang nur in Büchern gelesen, deren Existenz ich bestenfalls dumpf gehaut oder schwächlich herbeigewünscht hatte. Nun geschahen sie – war ich nicht aufgerufen, zu handeln?

Wie oft hatte ich besagten Thomas Covenant, *the unbeliever*, den Ungläubigen, in Gedanken, für seine Unfähigkeit zu glauben, getadelt. Wie oft hatte ich mich an seine Stelle gewünscht, um begeistert die einmalige Gelegenheit zu ergreifen, in dieser mit Magie und Schönheit durchtränkten Welt zu leben und zu wirken? Chance! Unten erklangen Hufgeräusche. Ich stand auf, aber noch bevor ich das Fenster erreichte, hörte ich Tillys und Kens Stimmen, so deutlich, als stünden sie neben mir. Ken war als der Letzte seiner Punker Bande zu uns gekommen – dem Häuptling, von seiner Anhängerschar verlassen, war es auf der Straße zu einsam geworden. Beide führten Pferde am Stallhalfter, und Ken sagte gerade:

„Ich verstehe im Moment gar nichts mehr“, und etwas traurig setzte er hinzu, „war ja sowieso nie besonders clever.“

„Aber du fühlst dich prima, oder?“ fragte Tilly.

„Affenmäßig untertrieben. Wenn ich sehe, wer mich heute aus dem Spiegel anschaut, dann weiß ich nicht, wer die ganzen letzten Jahre hineingeschaut hat. Ich kann es nicht fassen, daß ich solange in dieser völlig idiotischen Verkleidung rumgelaufen bin.“

„Ging mir genauso“, meinte Tilly trocken, und dann, fast sanft, „geht uns ja allen so, aber wir sind doch alle wieder zusammen.“

Ken hielt sein Pferd an, und Tilly blieb auch stehen: „Mich kriegt hier keiner mehr weg. Das ist meine Chance!“

„Und das von Ken“, dachte ich. Anführer eines Häufleins von Versagern, deren tägliche Probleme in der Beschaffung von Fusel, Kippen und Stoff lagen; deren tägliche Gespräche um das Gekreische und Gedröhn kreisten, das sie für Musik hielten, und deren Lebenssinn darin bestand, die Erbärmlichkeit ihrer Existenz vor sich selbst und anderen als Alternative zur bestehenden Gesellschaftsform zu tarnen – bis vor kurzem. Wiederholte sich hier nicht die Geschichte vom häßlichen Entlein? Besser noch: wie ein häßliches Larvengehäuse aufplatzt und ein völlig anderes Wesen freigibt, so war Ken aus seiner „idiotischen Verkleidung“ gestiegen, war nun ein anderes Wesen, in dem er sich selbst kaum wiedererkannte.

„Das ist meine Chance“, hatte Ken gesagt, und mir wurde bewußt, was ich ahnte, seit Donald zu mir gekommen war: es war auch meine Chance, und ich würde sie ergreifen!

Der Herbst hielt langsam Einzug auf Lindisfair. Ich liebte ihn mehr als jede andere Jahreszeit. Genußvoll schnupperte ich den würzigen Duft des Gartenfeuers, ein wohlvertrauter Geruch aus meiner Kindheit. Mit ihm kamen jedesmal auch Bilder aus vergangenen, unbeschwerten Zeiten. Es wurde dämmerig, erste Abendnebel legten sich wie hauchdünne Schleier über Wiesen, Wege und Park.

Johannes war zurückgekommen, mit einem Leuchten in den Augen, das ihn um Jahre jünger machte. Jetzt stand er beim Feuer, harkte Laub und Zweige darauf und paffte ein Pfeifchen. Das knisternde Feuerchen sang; von den neuen Gebäuden, den Stallungen und Werkstätten her tönnten andere Melodien: rhythmischer Klingklang aus der Schmiede, Stimmengemurmeln, Pfeifen, Pferdeschnauben; der Abend war ein Lied. Dann gingen überall Türen auf, und bald darauf gesellten sich die meisten unserer jungen Leute zu Johannes und seinem Feuer. In der nun einbrechenden Dunkelheit gerade noch zu erkennen, erschien der alte Brendan, unser Schreinermeister, und begann auf seiner Mundharmonika zu spielen. Eine Fiedel stimmte ein, schon hatte sich ein Kreis geformt, und alle begannen in einfachen Schritten um das Feuer herum zu tanzen.

„Kommen Sie bitte herein, Donald“, sagte ich, noch bevor seine Hand an die Türe klopfte. Donald trat zu mir ans Fenster. „Es hat sich soviel geändert, seit Sie bei uns sind, Donald.“

„Zuviel?“ Donald las meinen Blick. „Ja, ja, ich verstehe, das ist nicht eine Frage der Quantität, nicht wahr?“

„Wahr!“

Wir lauschten den singenden Tänzern. Johannes legte ein paar Zweige nach, Funken stoben, glühten hell auf und verloschen.

„Vor ziemlich genau zehn Jahren begann mein Leben sich so zu verändern wie Ihres jetzt, Herr Doktor. Ich wachte eines Morgens auf und erblickte in mir ein längst vergangenes Königreich. Dabei war ich so klaren Verstandes wie jetzt, und

wach ... ich weiß gar nicht, wie ich diese Wachheit beschreiben soll. Stellen Sie sich vor, Sie würden alles immer nur durch einen Schleier sehen, verschwommen, unklar. Alle Geräusche ...“ Hier unterbrach er sich und fuhr eine Spur leiser fort „aber das haben Sie ja schon erlebt. Also, der Schleier ist mit einem Mal fort. Die Sinne und das Bewußtsein gleichen einer blanken Scheibe, die jemand, während des Schlafens, geputzt hat. Sie wachen auf und sehen nicht nur alles viel klarer, sondern sehen auch viel, viel weiter. In mir entstand Weite, ein Raum, hunderte von Jahren weit, und dieses Gefühl war zuerst nicht einfach zu ertragen, denn ich bekam Angst mich zu verlieren, mich aufzulösen.“

Donald sprach über seine Erfahrung zum ersten Mal; seine Stimme klang entfernt und verhallt, Echo eines Erlebens, das Sprache normalerweise kaum weiterleiten konnte. Aber ich hörte ihn in seinen Worten, den Ton der Angst.

„Sie hatten Angst verrückt geworden zu sein, oder ... zu sterben?“

„Ja, so war es. Damals hatte ich noch gar keine Ahnung, was der Tod sein könnte – ich war ja noch ein Kind. Ich spürte, wie ich jegliche Kontrolle über mein Denken verlor.“

„Und wie sind Sie damit fertig geworden?“

„Ich ... ich hörte meinen Namen, und mein Name leuchtete, ein Stern am Himmel, ein Fixpunkt, ein Halt. Die Weite entsprang meinem Namen. Er war die Quelle eines Flusses, der sich seinen Weg durch Zeiten und Räume schuf – es war meine Weite.“

Donalds Worte lösten in mir eine völlig unerklärliche Heiterkeit aus.

„Das haben Sie wunderbar gesagt.“

„Dann halten Sie mich nicht für krank, oder für einen Scharlatan?“

„Weder noch. Sektengründer hören nie ihren Namen, sondern haben gleich immer irgendeinen Gott exklusiv am Apparat. Und – in meinem ganzen Leben ist mir noch kein psychisch kranker Mensch begegnet, der geleistet hätte, was Sie in den letzten Monaten hier vollbracht haben. Sie sind allerdings kein normaler, sondern im Gegenteil ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Kommen Sie, setzten wir uns. Sie werden mich vorbereitet finden. Sicher haben Sie neue Vorschläge zu machen, oder?“

Wir saßen in unserer Lieblingsecke der alten Bibliothek; auf dem Tisch ein mittelalterlicher Kerzenleuchter mit drei schweren Bienenwachskerzen, eine Flasche Rotwein und zwei Gläser. Etwas von meiner Heiterkeit schien auf Donald übergegangen, trotzdem tat er sich schwer, ließ sich Zeit. Schweigend füllte ich unsere Gläser; aus seinen Augen waren Schalk und Unbeschwertheit gewichen, ein Abschiedsblick.

„Wovon nehmen Sie Abschied?“ frage ich direkt.

„Sie können meine Gedanken lesen? Ja, mit jedem weiteren Schritt in die Verwirklichung heißt es Abschied nehmen von der spielerischen Leichtigkeit des Anfangs. Manchmal, so widersinnig sich das anhört, vermittelt Unklarheit ein bißchen Geborgenheit. Man beginnt eine Sache, und weil vieles im Verborgenen liegt, geht

man mit dem erhaschten Zipfel sorglos keck um. Irgendwann entpuppt sich dieser Zipfel als die Ecke des Taschentuchs von einem Riesen, aber das hört sich wohl ziemlich konfus an.“

„Gar nicht, nein, keineswegs.“

„Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich heute Abend nicht über neue Ideen reden.“ Er nickte zum Fenster hinüber: „Was für ein Abend ...“, und wies mit geöffneter Hand in die Runde, „was für ein gemütlicher, besonderer Ort! Wollen wir nicht beide Ihrer Lieblingsbeschäftigung nachgehen und über die Zeiten König Arthurs plaudern? Sie werden erstaunt sein, wieviel ich darüber zu berichten weiß.“ Die alte Schalkhaftigkeit saß ihm wieder in den Augenwinkeln.

„Akzeptieren Sie mich für ein paar Stunden als Ihren Führer durch die Sagenwelt der Tafelrunde, lassen Sie uns ein bißchen Zeitmaschine spielen.“

Meine Heiterkeit schlug um in eine „Feuer-und-Flamme-Begeisterung“, die mir wie ein guter Sekt berauschend, aber wunderbar leicht zu Kopf stieg.

„Ausgezeichnet! Ich freue mich! Aber zuerst stoßen wir an, und zwar auf unsere Reise nach ... Camelot!“ Donald erhob sich.

„Was für ein Abend! Und was für ein Trinkspruch. Auf unsere Reise nach Camelot!“

Ich hörte ein gewaltiges Pendel durch Räume schwingen – bis es ins Lot kam ... im Lot war. Der schwere Filzvorhang an der Eingangstür bewegte sich; Stimmengewirr, Schritte hallten, ein Fest. Camelot lag hinter diesem Vorhang, 1400 oder noch mehr Jahre Vergangenheit, zum Greifen nahe. Mir gegenüber saß – der König. Sein Gesicht im Schatten; weiches Kerzenlicht ließ schwach schimmernde Goldreflexe über eine schlichte Krone huschen. Meine Hand umfaßte ein kelchartiges Gefäß – das konnte nur ein Produkt meiner überhitzten Phantasie sein, aber ich gab ihr freien Lauf.

„Wie war das mit dem Zauberer Merlin, ich meine seine Beziehung zum jungen Arthur, hat er den Jungen wirklich in verschiedene Tiere verwandelt?“

„Merlin ... Prinz Myriddhin.“ Die Stimme aus dem Schatten ließ magische Namensenergie aufknistern wie jene trockenen Zweige, die Johannes vorhin ins Feuer gelegt hatte. „Ob er mich in verschiedene Tiere verwandelt hat, hm, das ist sicherlich auch eine Sichtweise. Merlins Methoden waren jedenfalls sehr ungewöhnlich. Jene Verwandlungen waren übrigens nur der Anfang; verwandelt werden war ein Akt, zu dem ich selbst kaum etwas beitrug – sich selbst verwandeln zu können, war das Ziel der Lektion. Ich lernte damals etwas, wovon heute kaum ein Mensch mehr die leiseste Ahnung hat, nämlich die Verschmelzung des eigenen Bewußtseins mit allem, was Bewußtsein hat.“

„Warum ...?“

„... bin ich dann nicht in eine Maus geschlüpft und habe Lancelot und Guinevere belauscht? Oder warum habe ich mich nicht dem Bewußtsein meiner Feinde verbunden und wäre dadurch unbesiegbar geworden? Das wollten Sie doch fragen, Belarion.“

Ich räusperte mich: „Äh, ähem, das ... so ähnlich wollte ich fragen, ja.“

„Darin lag die Größe eines Merlin. Wie Sie wissen, ist alles im Universum gesetzt. Wer Kräfte benutzt, muß ihre gesetzten Bahnen kennen und respektieren. Wer das Feuer nicht kennt aber trotzdem benutzt, verbrennt sich und andere. Eine solche Kraft wie zum Beispiel eine Bewußtseinsverschmelzung zu niederen Zwecken zu mißbrauchen, hieße sie aus ihrer Bahn lenken, und das wäre gleichbedeutend mit vollkommener Selbstvernichtung. Aber es sind nicht nur Angst oder sicheres Wissen um den eigenen Untergang, die hier Mißbrauch verhindern. Entscheidend sind Wesens- und Charakterbildung, oder, mit mittelalterlichen Worten: ein reines Herz und ein edles Gemüt. Von all diesen Dingen wußte ich nichts. Merlin begann mich zu unterrichten; seine Worte über Fairneß und Anstand sind wohl indes seinerzeit auf fruchtbareren Boden gefallen, als ich selbst ahnen konnte. Kein echter Ritter wäre jemals auf den Gedanken gekommen, selbst den meist gehaßten Feind hinterücks anzugreifen. Ich bin einfach nie auf den Gedanken gekommen, meine Kraft zu mißbrauchen.“

„Habt Ihr Euch denn oft verwandelt?“

„Nein, nicht sehr oft. Ein König ist ein vielgefragter Mann; er kann sich nicht einfach in Luft auflösen oder in etwas anderes verwandeln. Außerdem braucht eine solche Verwandlung Zeit. Je länger man sich einer andersartigen Bewußtseinssebene verbindet, desto länger braucht man auch, um sich hinterher wieder in seine eigene zurück zu finden. Als ich mich in Guinevere verliebte, gab ich vor sie heimlich besuchen zu wollen, ritt alleine aus, und verwandelte mich in einen Mauersegler. Mir war himmelhoch jauchzend zu Mute, und nur im Flug konnte ich diesem Gefühl Ausdruck verleihen. Hinterher wurde es mir unsagbar schwer, wieder in meinen Körper, den ich aus der Vogelperspektive neben meinem Pferd liegen sah, zu schlüpfen. Glücklicherweise hatte Merlin ein Auge auf mich gehabt, und so war er bald zur Stelle, um mir zu helfen. Das andere Mal, als ich spürte was zwischen Guinevere und Lancelot passierte, war mir so hundeehend zu Mute, daß ich mich abends in einen Wolf verwandelte und nicht mehr in den Zustand äußerster, menschlicher Seelenqual zurückkehren wollte. Ich bin den einsamen Wolf nie wieder ganz losgeworden.“

Wir schwiegen. Ich wollte alte Wunden nicht noch mehr aufreißen. Der Vorhang teilte sich; ein etwa fünfzehnjähriger Junge trat auf uns zu. Er trug einen schweren Weinkrug.

„Ah, Garin, Du vergißt uns nicht. Mein lieber Belarion, kostet diesen roten Wein aus Italien!“

Alles war nur eine Fata Morgana – Produkt meiner erhitzten Phantasie, aber ich ließ ihr freien Lauf. „Welch ein Feuer und welche Wucht!“

„Ja, so etwas wird England nie zustande bekommen, und bis um den französischen Wein Kriege geführt werden, dauert es noch ein paar hundert Jahre.“

„Wie konnte Euer Privatleben solche Auswirkungen für das gesamte Königreich und die Tafelrunde haben?“